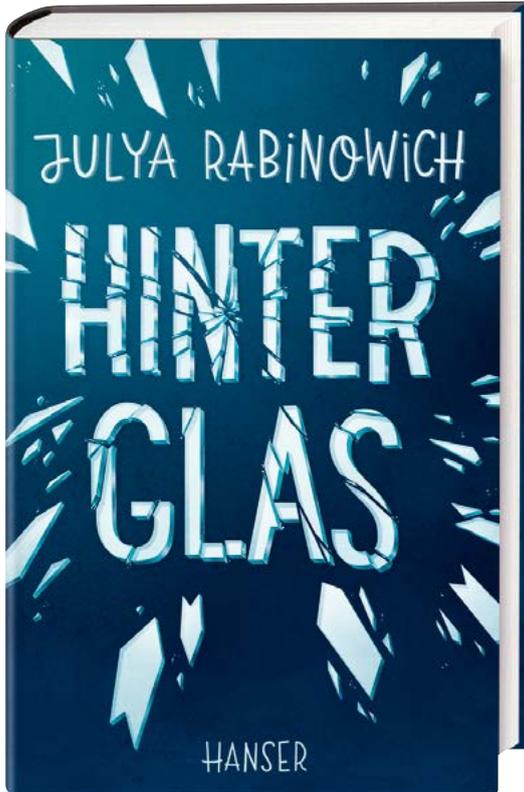


Leseprobe aus:

Julya Rabinowich
Hinter Glas



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2019

HANSER

Julya Rabinowich
Hinter Glas

JULYA RABINOWICH

**HINTER
GLAS**



Carl Hanser Verlag



HANSER hey! Schau vorbei und
teile dein Leseglück auf Instagram

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26218-8

Alle Rechte vorbehalten

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Susann Hoffmann

Satz im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für Bernadette



Mein Name ist Alice. Den Namen hat meine Mutter ausgesucht, wegen der Alice hinter den Spiegeln. Bekannter ist sie eigentlich aus *Alice im Wunderland*. Meine Mutter konnte nicht wissen, wie richtig sie damit lag. Ich hab mich auch in einer anderen Welt verlaufen. Manchmal war ich ganz klein, und manchmal war ich ganz groß. Manchmal fürchtete ich, in einem Meer aus meinen Tränen zu ertrinken. Aber ich habe es geschafft. Ich bin zurückgekommen und viel weiter gegangen, als ich es mir hätte träumen lassen, und ohne Dea wäre das Ganze womöglich anders ausgegangen. Dea war besser als jede Grinsekatze.



PROLOG

Als Erstes sehe ich dieses Stückchen Stoff. Es ragt aus dem Wühlkarton heraus. Der Karton ist überfüllt, nein, vollgestopft, unten ist er schon ein wenig aufgeweicht und neigt sich auf die Seite. Es hat vor Kurzem geregnet, der Asphalt ist feucht. Es sind kaum noch Menschen da, die auf dem Flohmarkt etwas suchen oder verkaufen wollen, die meisten hat der unerwartete Wolkenbruch vertrieben. Ich habe den Regenguss in einem kleinen Café um die Ecke abgewartet, habe mit dem Gedanken gespielt, mir einen Kaffee zu bestellen. Ich mag keinen Kaffee, aber ich möchte mich erwachsen fühlen. Ich habe mir vorgenommen, erwachsen zu sein, stark.

Ich bin gerade erst umgezogen. Die neue Wohnung ist ungewohnt. Die neue Gegend auch. Mein neues Zimmer, das noch so unbewohnt und kahl wirkt, soll mit neuen Dingen befüllt werden. Ein neues Zuhause werden. Es ist klein. Viel kleiner als das davor. Aber es ist okay für mich. Einen runden hübschen Spiegel habe ich schon erworben, bevor der Wolkenbruch losging. Und ein paar geblümete Tassen. Vielleicht, denke ich, vielleicht noch eine bunte Tagesdecke fürs Bett. Der Stoff, der da aus dem Karton herausragt, könnte so eine sein.

Irgendetwas daran kommt mir vertraut vor. Das Stückchen Stoff hängt heraus wie eine Zunge, die bei Comicfiguren immer seitwärts aus dem Mund hängt, wenn sie gerade geschlagen werden oder verlobt sind. Dieses Zungenherausgehänge ist immer gleich – schräg auf die Seite. Ob die Figur nun glücklich ist oder gerade misshandelt wird, verraten meistens nur die Augen. Und ja, natürlich auch

manchmal der Gesichtsausdruck. Mundwinkel rauf. Mundwinkel runter. Ich denke an diesen Gesichtsausdruck, frage mich, ob ich wohl so aussah, damals.

Ich greife nach dem Stück Stoff, ziehe daran. Die Sachen, die darübergehäuft sind, wiegen schwer. Ich muss mit aller Kraft zerren. Die Kiste neigt sich. Ich ziehe nochmals mit einem Ruck, ein zerknülltes Hemd fällt dabei hinunter, und halte schließlich das Objekt in den Händen: eine Stoffmütze mit buntem Muster. Die Zunge ist ein Mützenschirm, abgegriffen und ganz weich. Er würde mir schlaff ins Gesicht und über die Augen fallen, wenn ich die Mütze jetzt aufsetzen würde, so wie damals.

Ich drehe das Stückchen Stoff in den Händen, wende es: Es ist tatsächlich exakt diese Mütze.

Meine Mütze. Nikos Mütze. Mit schwarzem Filzstift steht innen mein Name. *Für Alice*, hat Niko hineingeschrieben. Und einen kleinen Menschen dazugemalt, mit langen, abstehenden Wellenlinien als Haare. Eine Strichmännchen-Medusa. Er konnte gut zeichnen, immer schon, mit wenigen Strichen eine ganze Welt sichtbar machen. Daneben mein Name. Und ein Herz darüber.

In dem Moment, in dem mir klar wird, dass es keine Täuschung ist, dass es genau diese Mütze ist, schießt mir neben der Erinnerung an sein Gesicht, an graublau Augen und sonnengebräunte Haut auch der Geschmack von Blut im Mund ein. Der Geschmack überlagert alles – den Flohmarkt, das helle Sonnenlicht des noch sommerlich warmen Septembertages, die Straße, die Stimmen der Passanten. Das alles rückt so plötzlich weg, als ob eine riesige Hand im Puppentheater die Kulisse weggezogen hätte.

Das Leben verschiebt sich manchmal wie eine Kulisse, und man kann gar nichts dagegen tun, als mitzugehen in die neue Wirklichkeit, die die nächste Kulisse bietet.

Ich stehe wieder dort: in dem kleinen stickigen Zimmer. Alter Parkettboden, abgeschlagene Wände. Ich stehe dort und halte die Hand an den Mund. Der Schmerz bricht nicht ganz in mein Bewusstsein ein, er schwebt irgendwo hinter mir. Der Schmerz und mein Körper sind nicht deckungsgleich, nicht ganz übereinander – ich stehe neben dem Schmerz und der Schmerz neben mir. Die Hand, die ich auf die Lippen drücke, ist feucht. Und auf dem Parkett glänzen Blutstropfen. Mein Haar ist noch mitten im Schwung, gleich wird es ins Gesicht zurückfallen und einen grünen Schleier legen zwischen mich und dieses Zimmer. Ich höre ihn immer noch schreien, aus der Ferne.

»Du blöde Kuh«, brüllt er. »Du blöde Kuh! Ich wollte das nicht, du hast mich dazu gebracht!«

Er klingt nicht böse. Er klingt verzweifelt, aber das nützt weder mir noch ihm. Ich lasse das Haar zu Ende schwingen, wische das Blut aus meinem Gesicht und sage: »Das tust du niemals mehr wieder.«

Während ich spreche, spüre ich, dass ein Zahn locker sitzt und den Bewegungen der Zunge folgt. »Niemand wieder, hörst du?«

Meine Finger zittern, die Mütze fällt mir aus den Händen und auf die feuchte Straße. Bevor ich mich bücken kann, greift jemand anderes danach.

Ich kenne die Form dieser Hände. Unzählige Male habe ich sie gestreichelt, einige wenige Male gekratzt und versucht, sie von mir wegzudrücken. Wir sehen uns an.

Er hat immer noch langes Haar. Strähnen, die ihm ins Gesicht fallen. Er ist noch schlanker geworden. Die Wangenknochen stehen stärker hervor. Früher fand ich, dass er das schönste Gesicht von allen hatte. Trotz der gebrochenen Nase. Fahrradunfall in der Jugend. Ich

fand sogar diesen kleinen Buckel auf seinem Nasenrücken schön, wie alles an ihm.

Er hebt die Mütze auf und sieht mich erst, als er sich wieder aufgerichtet hat. Bei ihm dauert es länger. Bis er mich erkennt. Meine Pupillen haben sich längst normalisiert, während seine sich noch immer weiten. Wir stehen reglos. Er hält immer noch das Stückchen Stoff fest, das mich angelockt hat, wie ein passender Köder bestimmte Fische anlockt.

Sein Adamsapfel springt einmal rauf und runter. In mir liefern sich der Impuls, schützend die Hand vors Gesicht zu halten, und der Impuls, ihm um den Hals zu fallen, einen wilden Zweikampf. Ich entscheide mich fürs Nichtstun. Er lächelt. Sein Lächeln ist schief auf die Seite verzogen. Er räuspert sich.

Ich will auch gerne lächeln. Doch die Lippen gehorchen mir nicht.

Er sagt: »Darf ich dir was schenken?«

Ich finde das lächerlich. Ich habe so viel, er noch weniger als zuvor.

Er streckt mir die Mütze entgegen.

Ich schüttele den Kopf. Der Spiegel rutscht mir aus der Umhängetasche und zerschellt in tausend silbern glänzende Scherben auf dem Asphalt.

* * *

Ich knie mich hin und versuche, die Scherbenstücke zu ordnen. So wie mein ganzes Leben. Diesmal kommt mir niemand zu Hilfe. Ich muss es allein schaffen. Wie konnte es nur so weit kommen? Das frage ich mich. Oft. Die Häufigkeit dieser Frage hat die Antwort nicht

leichter gemacht. Denn jedes Mal war die Antwort eine andere, eine neue. Und jede dieser Antworten scheint endlich die richtige zu sein. Nur wenig später erwische ich mich aber trotzdem dabei, erneut die gleiche Frage zu stellen.



1. SPIEGELSCHERBE

FOLGE DEM WEISSEN KANINCHEN

Vielleicht muss man am Beginn anfangen. Dort, wo alles ins Rollen gekommen ist. Erst wie ein harmloses kleines Steinchen hoch oben auf einer kahlen Bergspitze. Und später wie eine ausgewachsene Scheißlawine.

Ja, Scheißlawine. So unromantisch kann man eine Urgewalt nur beschreiben, wenn man die Schnauze voll von der Liebe hat. Ja, ich habe die Schnauze voll von der Liebe. Aber das werde ich nicht an die große Glocke hängen. Sonst komm ich mir am Ende noch so bestürzend altklug vor. Ich bin immerhin noch nicht mal achtzehn. Da sollte man doch noch dieses Romeo-und-Julia-Ding anstreben, oder? Diese intensive Irrsinnigkeit, die dann beide komplett vernichtet zurücklässt. So à la *Die Leiden des jungen Werther*. Lässig sterben. Nicht irgendwie, sondern lässig. Das kann einem sehr cool vorkommen. Solange man ihm nicht tatsächlich nahe gekommen ist, diesem Abkratzen. Dann nämlich sieht die Sache ganz schnell ganz anders aus.

Wann ich Niko das erste Mal traf? Irgendwann im Laufe des zweiten Halbjahres.

Auf dem Weg zur Busstation hatte ich das Gefühl, nicht ganz wach zu sein. Als würde der Traum der vergangenen Nacht sich auf eigenartige Weise über mein Erwachen schieben, wie eine Wolke vor die Sonne – ein paar Strahlen brechen dann und wann durch, klar und

hell, und der Rest ist verschleiert. Ich versuchte mich zu erinnern. Tiere kamen in diesem Traum vor. Nein. Nur ein Tier. Ein seltsames Tier, grau wie eine Nebelschwade, und auch genauso schwer zu greifen.

Im Bus starrte ich meine Füße an. Riemchensandalen, grün lackierte Zehennägel, an den Rändern schon etwas abgeblättert, weil ich zu faul war, es auszubessern. In der Spiegelung der Fensterscheibe sah ich nicht nur mein verschlafenes Gesicht, sondern auch Anna, eine Klassenkameradin. Wenn sie allein war, war nichts von ihr zu befürchten. Erst wenn Rosa dabei war. Ohne Rosa war Anna harmlos.

Wir stiegen aus. Anna traf ein paar Freunde. Ich traf niemanden. Glücklicherweise legten sie an Tempo zu und verschwanden bald um die Ecke. Ich ging langsam, ich wollte die Gruppe nicht einholen, und ich wollte auch nicht in zu geringem Abstand hinterhertröten wie ein Hund. Das könnte sie noch auf Ideen bringen. Also schlich ich dahin, der Abstand zwischen mir und Anna wurde immer größer, und die Wahrscheinlichkeit, dass ich erst nach dem Läuten die Klasse betreten würde, auch. Die erste Stunde wurde glücklicherweise von einem sehr verständnisvollen Lehrer mit dem Namen Gerber bespielt, dessen Gutmütigkeit in seltener Einigkeit von allen ausgenutzt wurde. Er trug Bart, eine billige Brille und eine etwas merkwürdige Weste und war in Lichtgeschwindigkeit zur Lachnummer der ganzen Schule geworden – sogar anteilig des Lehrpersonals.

Als ich die Schule betrat, waren die Gänge bereits leer. Der Weg zu meiner Klasse führte durch die Aula, wo sämtliche Kunsterzeugnisse der ganzen Schule präsentiert wurden: mal schiefe Keramikfiguren, Fotografien oder bestickte Kissen. Diesmal also Bilder. Ich ging an der Ausstellung der Selbstporträts vorbei, die aus den Pin-

seln der Unterstufe stammten. Die meisten hatten große Ähnlichkeit mit Affengesichtern: geschmacklos kombinierte Farben, krumme Nasen und Münder. Haare, die aussahen wie Badeschwämme. Die Zeichenlehrerin musste wohl todesverachtend gewesen sein, das hier auszustellen.

Ich blieb vor der Klassentür kurz stehen und horchte hinein. Der Gutmütige dozierte über Philosophie. Im Hintergrund gediehen gedämpfte Unterhaltungen, die so überhaupt nichts mit Philosophie zu tun hatten. Ich konnte den Armen förmlich vor mir sehen, wie er seufzte und seine Finger ineinanderdrehte und sich räusperte, um die gnadenlose Geräuschkulisse zu übertönen. Am Tisch sitzend, den Oberkörper hin und her wiegend beim Sprechen – das machte er immer, wenn er besonders nervös war. Er tat mir leid. Ich kannte das. Ich seufzte. Holte tief Luft.

Immer war da diese Überwindung, mich der Klasse auszusetzen, die erst nach dem Unterricht in ihre einzelnen Bestandteile zerfiel. Einige meiner Mitschüler hatten gar nichts gegen mich, ließen mich sogar in Ruhe. Aber nicht, wenn sie geballt zusammengerottet waren.

Ich legte die Hand auf die Türklinke, aber bevor ich sie hinunterdrücken konnte, hörte ich Schritte. Jemand blieb direkt hinter mir stehen. Ich drehte mich um.

»Schaut echt übel aus.«

Ich dachte im ersten Augenblick, dass ich gemeint war, sah erschrocken an mir herunter, um festzustellen, was nicht stimmte. Eigentlich stimmte alles.

Ich kannte ihn nicht. Er war dünn, trug eine Jeans und ein rotes T-Shirt. Um den Hals ein türkiser Stein. Seine Nase war leicht schief, mit einem Buckel. Er lächelte, das wirkte sympathisch. Sehr weiße Zähne. Braun gebrannt, wie man es üblicherweise erst am Ende des

Sommers ist. Auf der Stirn schälte sich die Haut etwas. Von der Sonne aufgehelltes längeres Haar. Schöne Hände. Von Farbflecken übersät. Alles an ihm war verwegen. Als wäre er gerade dem angesagtesten Surfstrand entsprungen. Er war älter als ich, vermutlich schon achtzehn.

Ich sagte nichts. Und ließ die Klinke los.

Er zeigte hinter sich, auf die Wand mit den Schaukästen. »Schau dir diese Visagen an. Wer hat denen bloß das Zeichnen beibringen wollen?«

»Die Mahler.«

»Siehst du. Das kann man niemandem beibringen. Das wächst entweder von allein oder gar nicht.«

Ich starrte ihn an und fragte mich, was er hier wollte.

»Heißt die wirklich Maler? Wie Malen? Kein Scheiß?«

»Mit h. Nein, ich glaub, das ist Zufall.« Ich drehte mich wieder um. Die Unterhaltung war seltsam, alles war seltsam an diesem Tag.

»Willst du die Tür nicht aufmachen?«

Ich stand mauloffen da.

»Dann lass mich mal«, sagte er und drängte mich zur Seite. Ich konnte meine Hand gerade noch zurückziehen, bevor sich seine Finger um die Türklinke legten. »Das ist nämlich auch meine Klasse. Und wir sind beide sowieso zu spät.«

Was zum Teufel, dachte ich. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Mit hundertprozentiger Sicherheit.

Die Tür ging auf, Sonnenlicht flutete aus dem hohen Glasfenster gegenüber und blendete mich. Unser Philosophielehrer saß wie ein vollendeter Märtyrer in diesem Glorienschein auf dem Lehrertisch. Die Hände tatsächlich ineinandergewunden, genau so, wie ich mir das vorgestellt hatte. Die ganze Klasse schaute auf. Ich hasste solche Momente wie die Pest.

»Hallo, Alice. Schön, dass du da bist.« Der Märtyrer erhob sich und kam mir entgegen. »Und wen hast du uns da mitgebracht?«

Nur raus aus dieser Situation, das war alles, an was ich denken konnte. »Keine Ahnung«, sagte ich und rettete mich auf meinen Platz, zweite Reihe beim Fenster.

Surferboy im roten T-Shirt grinste nur wenig verlegen, streckte die Hand aus und schüttelte den Lehrerarm, als wären sie bei einem Vorstellungsgespräch. Dann schob er sich vor den Lehrertisch und begutachtete die Klasse, als wäre die sein Publikum. Es war der totale Bühnenauftritt. Dramatische Pause inklusive. Alle glotzten.

Er wartete auf den Höhepunkt des Schweigens, dann sagte er: »Ich bin Niko. Komme gerade von einer Weltreise. Jetzt auf Gastspiel in diesem Theater!«

Die komplette Klasse hielt wie ein Mann den Atem an. Das war unglaublich. Die Stille wurde dröhnend.

Schließlich räusperte sich Herr Gerber. »Herzlich willkommen, Niko. Setz dich doch auf einen freien Platz.«

Und natürlich: Das war jener neben mir. War ja klar.

In der Pause verschwand ich, so schnell ich konnte. Bevor jemand einen Witz auf meine Kosten riss, wie üblich. Meine Tasche vom Tisch fegte, wie beiläufig. Oder mir einen Stoß versetzte. Ich flüchtete wie immer in den Garten und verkroch mich in einen der hintersten Winkel. Sie ließen mich in Ruhe. Es gab zu viel Ablenkung, um mich zu jagen. Die Mitschüler tuschelten im Gang. Über den Neuen. Über die Weltreise. Ich setzte mich an den Rand des Brunnens und hörte dem Wasser beim Plätschern zu.

* * *

Ich nehme die scharfkantige Scherbe des Spiegels, schiebe sie zurück zu den anderen, vorsichtig, um mich nicht zu schneiden. Mein Puzzle hat sich nur wenig vervollständigt, es fehlt noch so viel. So viel, das man braucht, um zu verstehen. Zum Beispiel, wie es wirklich begonnen hat. Mit uns. Mit mir und Niko.